

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 7 (1934-1935)

Heft: 2

Artikel: Wirtschaftsgeschichte in der Schule

Autor: Feldmann, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-851379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER ERZIEHUNGS-RUNDSCHAU

ORGAN FÜR DAS ÖFFENTLICHE UND PRIVATE BILDUNGSWESEN DER SCHWEIZ

44. JAHRGANG DER „SCHWEIZERISCHEN PÄDAGOGISCHEN ZEITSCHRIFT“ 28. JAHRGANG DER „SCHULREFORM“

Herausgegeben in Verbindung mit Universitäts-Professor Dr. P. Bovet, Professor Dr. v. Gonzenbach,
Professor Dr. W. Guyer, Professor Dr. H. Hanselmann, Rektor J. Schälín und Seminar-Direktor
Dr. W. Schohaus • Herausgeber: Dr. K. E. Lusser, St. Gallen • Redaktion des allgemeinen Teiles:
Seminar-Direktor Dr. W. Schohaus • Redaktion von „Schulleben und Schulpraxis“: Prof. Dr. W. Guyer

ZÜRICH

MAIHEFT 1934

NR. 2 VII. JAHRGANG

Wirtschaftsgeschichte in der Schule

Von Dr. Alfred Feldmann, Glarus

I.

Das landläufige geschichtliche Denken, wie es durch unsern Schulunterricht immer wieder erneuert wird, krankt an seltsamen und tiefgehenden inneren Widersprüchen.

Es sind z. T. Widersprüche in uns selbst. Wir begeistern uns etwa an den Freiheitskriegen der alten Eidgenossen, suchen aber unbewußt den revolutionären Rechtsbruch, der in vielen ihrer Handlungen vorliegt, in seiner Bedeutung herabzumindern oder ganz auszuschalten. Und wie hilflos sind wir oft, wenn wir den Schülern gar die Tatsache von eidgenössischen Untertanengebieten erklären müssen! Oder wir lesen in unsern Geschichtsbüchern von dem Kampfe Zwinglis gegen das Reisläufen, wobei gewöhnlich die bekannten Klagen nachgesprochen werden; und unbekümmert pflegen wir darüber hinwegzugehen, daß gerade diesem Teil der zwinglischen Reformen kein Erfolg beschieden war, ja sogar Zürich selbst nach knapp hundert Jahren zu den Soldbündnissen zurückkehrte.

Es gibt aber auch Widersprüche, die gewissermaßen in den geschichtlichen Ereignissen selbst liegen. Die französische Nationalversammlung beschließt im Jahre 1791 die erste Verfassung Europas. Im Vorwort des Dokuments sind die Menschen- und Bürgerrechte proklamiert; die Verfassung selbst aber sieht in der Frage des Wahlrechts eine Differenzierung der Bürger nach ihrer finanziellen Stellung vor. Ein und dasselbe Dokument widerspricht sich. — Der Liberalismus hat keine höheren Ideale verkündigt als die persönliche Freiheit des Individuums, die Würde der menschlichen Persönlichkeit. Das Zeitalter des Liberalismus hingegen hat wie kein anderes dazu geführt, auf bestimmten Lebensgebieten gegenteilige Lebensformen hervorzubringen: man denke etwa an die bisher ungeahnte Militarisierung der Völker, auch an das Erziehungswesen des 19. Jahrhunderts. Diese Widersprüche hat man bekanntlich sehr lange nicht einmal bemerkt. — Oder um eine Gegenwartsfrage herauszugreifen: der Ruf nach Führung, politisch-wirtschaftlicher Diktatur ist heute schon mehr als nur Mode geworden, die Kritik an der Demokratie nimmt überall grundsätzliche Formen an, obgleich eine solche grundsätzliche Kritik schon früher hätte Geltung haben müssen. Besonders die beteiligte Jugend pflegt die Sehnsucht nach dem Führer zu betonen, als ob es sich um die Befriedigung gewissermaßen formaler und absoluter Bedürfnisse handelte. Wer kann aber daran zweifeln, daß in jedem einzelnen Falle durchaus der ökonomische Inhalt gemeint ist und nicht die Diktatur an sich.

Wer die allgemeine Naivität erlebt, mit der weiteste Kreise selbst primitive geschichtliche Tatsachen oder Ereignisse der Gegenwart betrachten, stellt mit Recht die Frage, wozu wir

eigentlich Geschichte unterrichten. Wer heute einer Phrase zum Opfer fällt, kann auch den geschichtlichen Stoff, den er einmal „gelernt“ hat, kaum anders als im wesentlichen unkritisch und naiv sich angeeignet haben. Ein ge. Beispiele mögen das beleuchten: Wir wandern vielleicht mit einer Klasse durch das mittelalterliche Florenz mit seinen Prachtsbauten, den Zeugen medicischer Pracht, höchststehender künstlerischer Arbeit, und unbesehen vermitteln wir den Eindruck einer ins höchste gesteigerten materiellen und geistigen Kultur. Die düstere Gestalt Savonarolas mahnt zwar zur Vorsicht, und doch gehen wir so selten von den Hauptstraßen und Plätzen in die düsteren kleinen Seitengassen hinein, wo die Wollkämmer und Weber den Medicis den bestaunten Reichtum erschaffen. — Oder wir erzählen unseren Schülern von der Prachtsgestalt Karls des Großen, von seinen Kriegszügen und dem gewaltigen Reiche; wir machen — ein beliebtes Thema — einen Schulbesuch mit dem großen Kaiser. Und wie verkehrt spiegelt sich danach jene ganze Epoche in den Köpfen? Wer vergißt nicht bei dem Schulthema zu sagen, daß es sich um eine ganz dünne Oberschicht der Bevölkerung handelte, wer betont genügend die Kehrseite jenes gewaltigen Baus: das Versinken der Volksmassen in Hörigkeit, das damals in der Jugendzeit des Feudalismus so rasche Fortschritte machte? Und dann staunen wir mit den Schülern über den raschen äußeren Verfall dieses Reiches, ohne ihn im Grunde ganz zu verstehen, geschweige denn den Jungen erklären zu können. — Oder wir preisen im Einklang mit der Überlieferung die Kulturarbeit der Klöster, wir erbauen uns am Glanze ritterlicher Kultur, und so selten sehen wir diese Kultur von ihrer ökonomischen Grundlage aus, der Bauernarbeit. Unbesehen übernehmen wir die ganze Betrachtungsweise und das Urteil der jeweils herrschenden Oberschicht, weil nur sie Überlieferungen geschaffen hat. Wir haben ja auch ihren Wortschatz weitgehend übernommen (z. B. „gemein“, „Tölpel“) und zeigen damit, wie vollkommen eine solche Oberschicht das gesamte geistige Denken einer Epoche und der Nachwelt bestimmen kann. — Und da wir so unkritisch nur selten den *Gesamtzustand der menschlichen Gesellschaft* zu überschauen trachten, stehen wir auch meist hilflos Erscheinungen gegenüber, die revolutionären Charakter tragen: wir haben einen Teil der vielleicht schon lange wirkenden Kräfte negiert, nicht „an sie geglaubt“, weil wir uns täuschen ließen von der Oberfläche. Diese Hilflosigkeit wiederholt sich heute hundertfach in der Beurteilung und Stellungnahme zu ganz konkreten politischen Gestaltungen, insbesondere den modernen Massenbewegungen.

Der schulmäßige Geschichtsunterricht hat sich früher in erster Linie nach den *ereignishaften Höhepunkten* gerichtet: Entschei-

dungen, besonders kriegerischer Natur, bildeten das Gerippe des geschichtlichen Stoffes. Durch eine Betrachtung entscheidender Ereignisse, durch ihre sorgfältige Analyse, läßt sich sehr viel lernen. Diese Analyse aber fehlte vielfach, man begnügte sich mit der Feststellung, auf welcher Seite der Sieg geblieben war, man schilderte auch den Verlauf einer Schlacht möglichst lebhaft und prägte damit Bilder von zum Teil unauslöschlichen Farben. Dabei aber litt notwendig der innere Zusammenhang, das Verstehen der Ursachen, die Beurteilung der Zustände: die Geschichte zerfiel in eine *Reihe willkürlicher, sozusagen abenteuerlicher Geschehnisse*. Mit zwölf und dreizehn Jahren verschlang man die Schilderungen, später fand man das Ganze irgendwie unverbundlich, vielleicht interessant, aber eigentlich unnötig. Alles kam auf die fesselnde Schilderung durch den Lehrer an, einen selbständigen Zugang zu den Dingen kannte man nicht, und völlig abgesehen wurde von einer mehr als nur zufälligen und äußerlichen Berührung mit den Fragen der Gegenwart. Ja man pries die Objektivität der älteren Geschichte im Vergleich zur neuern, der gegenüber man nicht genügend Distanz habe, und übersah dabei, daß die Dinge eher umgekehrt liegen, weil wir vergangene Dinge niemals mehr so rekonstruieren können wie die gegenwärtigen.

Die Reaktion gegen diesen alten Geschichtsunterricht hat eine andere Richtung ausgelöst, die ebenfalls wieder in einer unkritischen Einseitigkeit, wenn auch anderer Art, sich zu verlieren droht. An die Stelle der Entscheidung setzt man die *Zustände*, statt von Schlachten erzählt man vom Straßenleben in einer alten Stadt; man bemüht sich, ein möglichst farbiges Bild der vergangenen Gesellschaft zu bieten. Die Kunstbetrachtung spielt eine große Rolle, der Krieg wird verdrängt durch Handel und Wandel. Aber wir geraten in ein unbestimmtes *Aneinanderreihen von mehr oder weniger vagen Bildern*. Wir unterschätzen die Bedeutung der Entscheidung und verlassen uns zu sehr auf die Entwicklung. Und wir verstehen die innere Notwendigkeit oder Wahrscheinlichkeit bestimmter Entwicklungstendenzen trotz allem nicht besser. Auch hier ist das Resultat eine seltsame Fremdheit den politischen und staatsbürgerlichen Fragen gegenüber, ein zwar interessanter Geschichtsunterricht, aber ohne wirkliches Begreifen dessen, was man geschichtliche Kräfte nennen kann.

Man versucht etwa, den erkannten Gefahren dadurch auszuweichen, daß man beide Betrachtungen *nebeneinander* pflegt, Exkurse kulturgeschichtlicher Art einfügt in den „Gang“ des Unterrichts. Es gibt wohl kaum einen Geschichtslehrer, den die unausgeglichene Art seines Unterrichts nicht quält. Man verzweifelt vor der Aufgabe, weil man entweder zu sehr in geschichtlichen Spezialstudien sich verloren hat oder dann eine allgemeine Geschichtsphilosophie irgendwie propagandistischer Richtung vertritt, ohne solide Grundlagen des Wissens zu haben; man bezweifelt die Möglichkeiten des Überblicks und der Sachlichkeit gleichzeitig und soll doch als Geschichtslehrer weiter solchen höchst verdächtigen Stoff an die Kinder heranbringen; ja, noch mehr, man erfährt, daß kaum ein Unterricht von der Umgebung aufmerksamer verfolgt wird als der geschichtliche; offenbar ist sein praktisches Gewicht viel beträchtlicher als seine Rangstufe innerhalb der Schulorganisation es verrät. Es kann den die Schule bestimmenden Mächten durchaus nicht gleichgültig sein, was für geschichtliche Vorstellungen den Schülern vermittelt werden. Wenn ein Lehrer diese Tatsache nicht begreifen kann, zeigt er, daß er von gesellschaftlichen und damit geschichtlichen Problemen nicht viel versteht. Also überall schwerste Fragen, stärkste Notwendigkeiten, größte Unsicherheit.

II.

Geschichte — das muß festgehalten werden — war, ist und bleibt stets „*erstarrte Politik*“, genau so wie die Politik nichts anderes ist als „*sich ereignende Geschichte*“. Nur wer den Begriff der Politik ganz eng faßt, wird an dieser Feststellung Anstoß nehmen. Alles aber ist Politik, was die gesellschaftlichen Handlungen der Menschen umfaßt. Der Burgenbau eines Ritters, die Errichtung eines gotischen Doms durch eine Bürgerschaft, einer Schule durch eine Dorfgemeinde sind politische Handlungen, weil

die Entschlüsse eindeutig gesellschaftliche Hintergründe haben. Vielleicht gilt dasselbe sogar für künstlerische Stilfragen oder die wissenschaftliche Forschung in einem sehr viel höheren Grade als wir gewöhnlich annehmen. Politischen Fragen gegenüber sind wir nun zwar vielleicht hilflos, doch beurteilen wir niemals so gutgläubig und naiv die politisch handelnden Menschen, wie wir es meistens der Vergangenheit gegenüber tun. Wir wissen ganz genau, daß Theorie und Praxis des Lebens durchaus nicht immer zusammengehen; einen Parteiaufbruch werden nur ganz unkritische Menschen in seinen allgemein programmatischen Teilen ernst nehmen, bevor sie die Taten der Partei genau kennen. Wir wissen ganz genau, daß es auf die Wirkung und nicht auf die Absicht ankommt, daß sachliche Möglichkeiten wichtiger sind als Stimmungen oder guter Wille. Dazu kommt, daß — abgesehen von allen absichtlichen Täuschungsversuchen — Bewußtsein und wirklicher Wille sich gar nicht zu decken brauchen, daß genau wie beim Individuum der „Wille“ verdeckt zu werden pflegt durch allerlei Bewußtseinsdinge, die an der Oberfläche liegen und die Funktion haben, das Subjekt selbst oder die Umgebung zu täuschen. Erst wenn man durch all diese Möglichkeiten durchgedrungen ist, kommt man auf die wirkliche Substanz geschichtlicher Bewegung.

Alle geschichtliche Bewegung ist ein Widerspiel zwischen vorgefundenen Verhältnissen und menschlichem Willen. Kein menschlicher Willensakt ist abgelöst von ganz konkreten Verhältnissen denkbar; jeder Mensch, ganz besonders aber jeder politische Mensch, handelt von gegebenen Tatsachen aus, an deren Dasein er nicht wesentlich mitgewirkt hat, und die für ihn die Grundlagen seines Lebens und Wirkens bilden. Andererseits werden diese Verhältnisse durch den Menschen verändert und werden so für die betreffenden und späteren Geschlechter wiederum zu objektiv vorgefundenen neuen Zuständen. Dieses dialektische Widerspiel zwischen Menschenwille und Welt auf einer stets neuen Stufe, über die hinaus keine Prophezeiungen möglich sind, spiegelt die Geschichte immer neu. Wir haben hier nicht die letzten philosophischen Fragen aufzurollen, die das gegenseitige Verhältnis der beiden „Kräfte“ betreffen. Es handelt sich auch nicht um die Frage nach dem Wesen des Menschen schlechthin. Nur soviel kann gesagt werden, daß der Wille niemals willkürlich denkbar ist, sondern immer in irgendwelche, letzten Endes ökonomischen Bedingungen eingebettet ist, daß also den „Verhältnissen“ ein gewisses Übergewicht zukommt. Der Mensch kann nicht unbekümmert aus dem Nichts heraus schöpferisch tätig sein. Und vor allen anderen Notwendigkeiten steht für die menschliche Gesellschaft der Zwang, zu produzieren, um leben zu können. Wollen wir die immer neue Wechselbewegung in ihrer inneren Notwendigkeit verstehen, so müssen wir beiden Faktoren die nötige Aufmerksamkeit schenken: den Menschen und den Dingen. Zu den Dingen gehören auch geistige Zustände, seelische Faktoren, die in irgendwelchem Verhältnis zu den materiellen Grundlagen der Existenz stehen. Es soll hier weder behauptet noch kann bewiesen werden, daß *alles* Ideelle nur den Charakter eines Überbaues über den materiellen Dingen hat; daß aber sehr viele von den menschlichen Ideologien nur so zu erklären sind, dürfte einleuchten. Vor allem gilt dies ohne Einschränkung für alle irgendwie programmatischen soziologischen Auffassungen. Im allgemeinen wird der geistige und seelische Zustand einer bestimmten Generation durch ihre historische Situation bestimmt, und zu den unausweichlichsten Elementen dieser Situation gehören die *wirtschaftlichen Grundlagen und Möglichkeiten*. Niemals werden wir eine Entscheidung von Menschen verstehen, wenn wir nicht die subjektiven und die objektiven Möglichkeiten ihrer Handlungsweise zu würdigen wissen. So müssen wir an *vergangene Situationen* genau mit derselben Einstellung herantreten, wie wir es *politischen Erscheinungen* gegenüber tun, besonders dann, wenn wir selbst an ihnen beteiligt sind. Über das Problem der *Macht* muß man dabei wenigstens in einer Hinsicht klar geworden sein. Ein Mensch wirkt *direkt* auf andere Menschen in erster Linie durch persönliche Qualitäten irgendwelcher Art — das ist die psychologische Seite — sie ist aus der Geschichte bestimmter Ereignisse nie wegzudenken.

In dem Augenblicke aber, da sich die Macht „verdinglicht“, überpersönlich wird, sind es ökonomische Gründe, die sie halten. Auch die lebendigste Tradition persönlicher Tugenden retten eine Institution auf die Dauer nicht, wenn ihre wirtschaftliche Funktion für die Gesellschaft sinnlos geworden ist (man kann auch sagen, diese Tradition gelinge in diesem Falle auch gar nicht), es sei denn, sie werde mit Gewalt aufrecht erhalten, und zu dieser ebenfalls unpersönlichen Gewalt gehört wiederum die ökonomische Grundlage, der Besitz der Machtmittel. Nur ungewöhnliche Menschen in oft ungewöhnlicher Lage verstehen sich — wenigstens in ihrem Bewußtsein — von solchen objektiven Machtverhältnissen frei zu halten, und zwar gilt diese Abhängigkeit auch dann, wenn die Macht durchaus nicht durch einen „tüchtigen Eroberer“ ausgeübt wird, sondern durch Epigonen und Kreaturen.

Mit all diesen Darlegungen ist bereits angedeutet, daß die *Geschichte der ökonomischen Verhältnisse* eine ganz andere Rolle zu spielen berufen ist als es bisher der Fall war. Sowohl die *Geschichtsforschung* wie die neueren *Darstellungen* tragen dieser Tatsache immer stärker Rechnung — wenn auch oft zögernd und zum Teil mit leiser Unlust. Was aber den *Geschichtsunterricht* betrifft, so wird man zugeben müssen, daß alle mehr politischen oder gar kulturellen Beschreibungen viel mehr dem *Mißverstehen* durch die Schüler ausgesetzt sind als einfache wirtschaftliche Tatsachen. Nicht von Wertgesichtspunkten aus sollten also die geschichtlichen Ereignisse gruppiert und aufgebaut werden, sondern wir müssen grundsätzlich versuchen, von den völlig leidenschaftslosen „Quantitäten“ auszugehen. Dies braucht nicht zu bedeuten, daß man die Wirtschaft allein beachtet, aber sie soll nach und nach den Schülern sozusagen ins Unterbewußtsein übergehen, so daß sie mit der Zeit immer instinktiv auf sie Rücksicht nehmen. Sie braucht auch nicht in allen Einzelheiten als der bewegende Faktor „enthüllt“ zu werden; solche Enthüllungen haben oft etwas Künstliches und Übertriebenes an sich; gerade der Schüler vermag nur schwer das subjektive Bewußtsein eines handelnden Menschen von den oft unbewußten Hintergründen zu trennen; und viele dieser Menschen sind in ihrem Bewußtsein durchaus nicht von ökonomischen Trieben beherrscht, so sehr ihre Handlungen sich andererseits in ökonomischen Bedingungen bestimmter Art vollziehen. Es ist vielmehr der Wille, bestimmte Verhältnisse zu verändern oder zu schaffen, mit allem Idealismus, allen charakterlichen Voraussetzungen, auch aller nötigen Berechnung, was sie treibt. Gerade das aber ist das Menschliche, das jeden jungen Menschen mit den Menschen der Geschichte verbindet, was er gerade intuitiv versteht, woran er ohnehin glaubt. Was ihm aber klar gemacht werden muß, sind die *objektiven Verhältnisse*, die den Menschen jener Zeit als Aufgaben gegenüberstehen.

Zum Wichtigsten gehört in diesem Falle die Darbietung jenes ökonomischen Materials. Sie muß inhaltlich und formell genau überlegt werden. Nur längere Praxis kann die ökonomischen Brennpunkte aufzeigen, von denen am besten ausgegangen wird. Daß der Lehrer selbst ernsthafte ökonomische Studien gemacht haben oder machen muß, versteht sich von selbst. Für Kollegen, die sich neu orientieren müssen, kann die „Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit“ von *Josef Kulischer* (zwei Bände aus dem „Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte“ von Below und Meinecke 1928/29) empfohlen werden. In diesem Werke ist alle wichtigere Literatur verzeichnet, die weiterhin in Frage kommt (Below, Dopsch, Max Weber usw.). Die schwierige Lektüre von Karl Marx' „Kapital“ kann niemandem erspart werden, der sich näher mit den Problemen der neueren Geschichte auseinandersetzen will. Sind auch manche seiner Forschungen durch die Wissenschaft überholt, so ist doch das in dem Werk enthaltene Material unschätzbar und die Schärfe seiner Analyse bis heute wohl unübertroffen.

Ebenso wichtig wie der Inhalt ist die Form der Darbietung. Es ist hier der Ort, das noch viel zu wenig bekannte und bedeutende Werk dankbar zu erwähnen und zu empfehlen, das das *Wiener Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum* vor einigen Jahren

herausgegeben hat. Hundert farbige Tabellen, nach *bildstatistischer Methode* ausgeführt, illustrieren ausgewählte Tatsachen der Wirtschaft und Geschichte. Fortsetzungen und Ergänzungen erscheinen seit 1930 in der Zeitschrift „Fernunterricht“, später „Bildstatistik“, welche auch Handzettel für die Schüler herausgibt. Die dort befolgte Methode wird ohne Zweifel Epoche machen.

III.

Es soll nun an einigen ausgewählten Beispielen gezeigt werden, wie der Unterricht in bestimmten Stoffgebieten den gestellten Anforderungen genügen kann. Als erstes wählen wir ein Thema, das in allen Schweizer Schulen, z. T. sogar wiederholt, behandelt wird und nach seiner stofflichen Seite allen Lehrern sehr geläufig ist. Die Form der sachlichen Darlegung ist nicht gewählt, um etwa eine Diskussion über neue Forschungsergebnisse zu eröffnen, sondern sie soll den Gehalt eines Lehrgespräches wiedergeben. Vereinfachungen sind also absichtlich vorgenommen, da man mit Schulklassen keine wirklichen Spezialstudien treiben kann, wenigstens nicht mit jüngeren Schülern. Doch ist der Verfasser bereit, die etwa neu scheinenden Anschauungen auch wissenschaftlich zu vertreten. Verwendete Schemata sind dabei nie anders zu verstehen denn als Hilfskonstruktionen. Nichts ist ja wichtiger als gerade die Einsicht, daß keine geschichtliche Tatsache völlig gleich der andern ist und daß das Leben, schon von Natur wegen, jeden Tag neue Situationen schafft. Der Schüler soll aber in den Stand gesetzt werden, den Dingen auf den Grund zu gehen, und wo er das aus Materialmangel nicht kann, die Hintergründe wenigstens zu erraten.

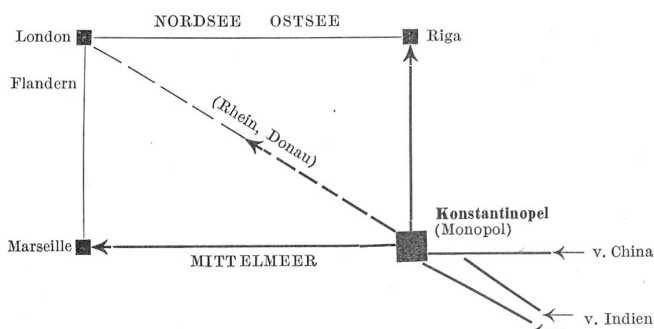
Der *Gotthardpass* hat die *Urschweiz* zum geschichtlichen Leben erweckt; die Bezeichnung „Paßstaat“ ist zwar nicht erschöpfend: die Dialektik geschichtlicher Ereignisse läßt vielmehr so einfache Schlagworte selten zu; nichtsdestoweniger hat die Begehung des Passes umwälzend auf die Menschen und Zustände dieser ganzen Gegend gewirkt. Bekanntlich hängt nun diese Eröffnung des kürzesten und bequemsten Alpenüberganges durchaus an dem technischen Werk des Schöllenensteges. Es gibt nun ein ansprechendes Jugendbuch über diese Tat: *Robert Schedler, Der Schmied von Göschenen*. Es schildert in spannender Weise die Entstehung jenes Werkes und man bedauert nur eines, daß durch Quellen nichts von dem Inhalt des Buches direkt gesichert ist. Man weiß weder etwas über die unmittelbaren Erbauer noch die Gründe, die im einzelnen mitgesprochen haben. Daher kommt es auch, daß man in der üblichen geschichtlichen Darstellung jene Tatsache meist in einem Nebensatz einfach voraussetzt, ohne zu begreifen, daß sie in Wahrheit den *konkreten Ausgangspunkt mindestens für die Geschichte der Urschweiz* bildet. Ist es nun nicht trotz diesem Dunkel möglich, ein durchaus klares Bild über die Hintergründe jenes Brückenbaues zu erhalten, der, wie noch einmal betont sei, eine für die damalige Zeit ganz außerordentliche technische Leistung darstellte und daher auch entsprechend planmäßig hat in Angriff genommen werden müssen. Ist dies möglich, so haben wir einen Ansatzpunkt für die geschichtliche Darstellung, der dann von den Freiheitsbriefen an die Entwicklung weitgehend erklärt. Wer etwa an der außergewöhnlichen Wichtigkeit dieses „Alpendurchstichs“ zweifelt, bedenke, daß für die Habsburger schon sehr früh die Zolleinnahmen von der Gotthardroute bis Basel mehr eintrugen als die Steuern und Abgaben sämtlicher habsburgischen Städte in der Schweiz zusammengekommen. Wenn auch der Gotthardhandel jener frühen Zeit mengenmäßig klein gewesen ist — zwei heutige Güterzüge vermöchten die ganze Jahresmenge zu transportieren — so war es doch neben dem Nahverkehr zwischen der Urschweiz und Oberitalien der Fernhandel mit seinen wertvollen Gütern (Gewürze und Seide, sowie bald Baumwolle), der die Route benützte. In Anbetracht der geringen Bevölkerungszahl jener Zeit und der monopolistischen Struktur des Handels war der Verkehr bedeutend.

Daß die Anregung zum Brückenbau vom Kaiser ausgegangen ist, wie das erwähnte Buch es darstellt, ist nicht wahrscheinlich, weil taktische Gründe allein eine so dauernde Einrichtung kaum

berechtigt erscheinen lassen. Auch würden in diesem Falle wohl kaum alle Hinweise fehlen.

Und doch muß nach dem Vorbild des Buches (dessen Inhalt wir in der Schule erzählen lassen können) durchaus von dem weltgeschichtlichen Hintergrund gesprochen werden, wenn wir die Entstehung der Eidgenossenschaft verstehen wollen. Die Jahre um 1200 (der Brückenbau wird datiert zwischen 1220 und 1230) bedeuten eine große Zeitwende in Italien. Immer machtvoller erheben im Verein mit dem Papsttum die italienischen Handelsstädte ihr Haupt. Die Verhältnisse entwickeln sich trotz dem langen Hin und Her doch endgültig gegen das Kaisertum und den Feudaladel. Unverkennbar wächst die Kraft Italiens in dieser Epoche zur entschiedenen Übermacht. Das Jahr 1204 besonders bringt das endgültige italienische Handelsmonopol im ganzen Mittelmeergebiet (Eroberung Konstantinopels im vierten Kreuzzug durch die Venezianer). Eine Besprechung der Kreuzzüge muß diese Verhältnisse abklären.

Vor den Kreuzzügen war es Konstantinopel gewesen, das alle wertvollen Wege nach dem Osten direkt kontrollierte. Die Kaiser von Byzanz wußten ihre Stellung auch bewußt auszuwerten: jedem europäischen Kaufmann war das Betreten des inneren



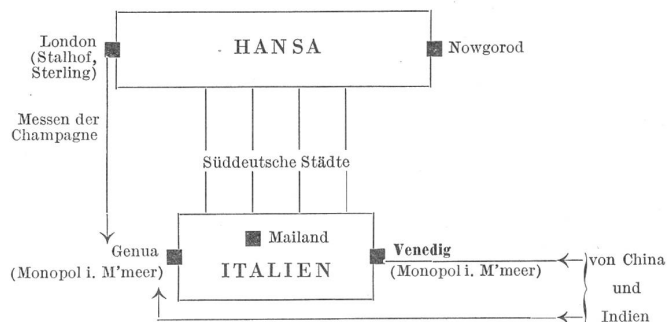
Kleinasien und seiner Handelswege ausdrücklich verboten (Seidenstraße nach China, Indienhandel über den persischen Golf). Von Konstantinopel strahlte das berühmte „Handelsviereck“ nach Marseille und Riga aus, von wo es nach London hin weiterreichte. Mitteleuropa war ausgeschaltet (der Plan des Main-Donau-Kanals Karls des Großen war gescheitert), Italien politisch von Byzanz abhängig (besonders Venedig). Nur im ständigen Kampfe mit Byzanz, durch immer neue Umgehungsversuche gegen das byzantinische Monopol — auch der Pilgerverkehr nach Palästina gehörte dazu — konnten die italienischen Städte einen selbständigen „Platz an der Sonne“ erringen. Die Geschichte etwa des alten Amalfi zeigt das sehr deutlich. Der kirchliche Gegensatz des römischen Papsttums zum griechischen Osten konnte diese Haltung nur verstärken. Der Kampf gegen den deutschen Oberherrn war Voraussetzung. Die agrarischen Grundlagen seiner Macht konnten auf die Dauer dem Handelskapital der Städte nicht widerstehen, doch mußte dieses vor einer wirklich siegreichen Auseinandersetzung bereits eine bedeutende Stärke erreicht haben.

Die Mitwirkung der italienischen Städte bei den Kreuzzügen war an die sehr deutliche Bedingung geknüpft, daß das Handelsmonopol im Mittelmeer auf sie überzugehen hatte. Byzanz hat bekanntlich sehr bald gemerkt, daß die Kreuzzüge in Wirklichkeit nicht so sehr gegen die Mohammedaner gerichtet waren als gegen seine eigene Stellung. Völlig klar wurde dieser Sachverhalt durch den vierten Kreuzzug, der offen gegen Konstantinopel ging und mit seiner Eroberung durch das venetianische Kreuz-Söldnerheer endete. Als das lateinische Kaisertum später noch einmal gestürzt wurde, war es für Byzanz zu spät. Alle Verhältnisse im Osten hatten sich grundlegend verändert. An die Stelle der Byzantiner waren überall die Italiener getreten. Wie stark die Kreuzzüge gewirkt haben, zeigt z. B. die russische Geschichte: das handelskapitalistische und agrarische Altrußland mit den Lebenslinien den Flüssen entlang (Kiew-Nowgorod) ging in jener Zeit zugrunde und war nachher dem Ansturm der Mongolen völlig ausgeliefert. Die Erwerbung Jerusalems durch Friedrich II.

blieb eine Episode. Der Herrscher Siziliens verfolgte bewußt dieselben Bahnen wie seine städtischen Konkurrenten in Italien: er hat noch während seines Kreuzzuges den Getreidehandel mit den arabischen Händlern gefördert. Und die späteren Kreuzzugs-Unternehmungen galten bekanntlich nicht mehr dem heiligen Lande, sondern den französischen Interessen in Nordafrika. — Der erste Verlust Jerusalems selbst war zurückzuführen auf die Rivalität unter den Christen, besonders den italienischen Städten, die hier — anders als in ihrem Kampf mit dem Kaiser — zu Rivalen werden mußten. Mit welcher Erbitterung der Kampf um die Handelswege, besonders zwischen Venedig, Pisa und Genua ausgetragen wurde, sollte viel besser bekannt sein: man überfiel gegenseitig die Faktoreien im heiligen Lande; man kaperte offene schwache Schiffsflotten des Gegners auf dem Meere. Man hat mit Recht den damaligen Seehandel als eine Piraterie höheren Stils bezeichnet. Daß z. B. die Genuesen später den Pisanern in einem Überfall die Arnomündung künstlich zuschütteten und ihnen damit den Lebensnerv abschnitten, beleuchtet diese Zustände noch besser. Diese wilde Konkurrenz hat die Bildung eines italienischen Nationalstaates in erster Linie verhindert.

Wie stark die Kirche selbst besonders in Italien und Frankreich bereits mit dem Handelskapital und seinem Wohlergehen verflochten war, zeigt der Templerorden, der das erste ausgebildete Bankunternehmen in Europa darstellte und ja auch deshalb vom französischen Königtum gewalttätig beerbt wurde. Auch die „Messen“ sind bezeichnend. Die Bildung von bürgerlich-königlichen Nationalstaaten, vom Handelskapital heiß ersehnt — fing an in Frankreich und England festere Gestalt anzunehmen, die entsprechenden Rivalitäten entspannen sich folgerichtig (Flandern als Kampfbjekt). Friedrichs II. Versuch in Italien scheiterte zwar persönlich, was den Inhaber betrifft, aber nicht sachlich: Sizilien wies in seinen Organisationsformen (normannische Bürokratie) weithin neue Wege.

Für unsere Frage nun ist vor allen Dingen die Wirkung maßgebend, die die Kreuzzüge auf Mitteleuropa ausgeübt haben. Die folgenden Jahrhunderte von 1200 bis 1500 sehen die machtvolle bürgerliche Kultur entstehen, von der so viele prachtvolle Bauten Zeugnis ablegen. Im Norden Europas der aufblühende Hansabund, im Süden Oberitalien prägen ein neues Gesicht Europas. Frankreich bleibt dank seiner günstigen Lage weiterhin in das große Handelssystem einbezogen. Deutschland aber (Süddeutschland) und Italien steigen trotz politischer Zersplitterung auf.

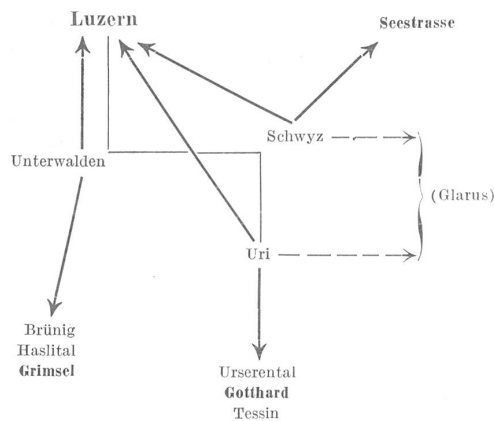


Dies ist die Wirkung auf die mitteleuropäischen Länder im ganzen gewesen. Vor allem aber muß der „Druck“ auf die Alpen nach 1200 sehr viel stärker geworden sein als früher. Wer auch die Schöllenen überbrückt hat, ohne eine Beziehung zu diesen Dingen ist der Bau gar nicht denkbar. Damit sind wir hier auf die Substanz der Dinge gestoßen.

„Uri vor und nach dem Bau des Schöllenensteges“: das wäre ein Aufsatzthema für eine höhere Schulklasse; wenn diese durch den Unterricht von den bauerlichen Markgenossenschaften, den mannigfachen Untertanenverhältnissen, der Technik des damaligen Verkehrs einigermaßen ein Bild bekommen hat, kann sich der Aufsatz nicht ins Phantastische verlieren. Wie in der Zeit des Eisenbahnbaus und der jungen Industrie ganze Gegenden bei uns in wenigen Jahren ihr Antlitz innerlich und äußerlich

völlig veränderten, so muß es auch damals gewesen sein. Aus manchen Bauern wurden Säumer, aus Fischern Schiffer, ganz neue Abhängigkeiten zu Menschen und Dingen wuchsen empor: das Gesamtergebnis muß gewesen sein eine gewaltige Erweiterung des Horizonts, und im Kampfe gegen den jetzt scharf zugreifenden Habsburger (dem hier ja weniger am Lande als an der Kontrolle der Handelsstraße durch den zentralen Beamtenstaat gelegen sein mußte) eine politische Aktivierung der Geister, wie sie dann glanzvoll in Führern und Volk der Gründungszeit in Erscheinung trat. Nicht zuletzt im Kriegswesen ist Italien der Lehrmeister. Der Unternehmercharakter in der Wirtschaft wird sich bald in verschiedenen nicht ungefährlichen Zuständen ausprägen: man beachte etwa die Rolle des späteren Landammanns Hans von Attinghausen, der zur Rettung der Demokratie gewaltsam verjagt werden mußte. – Wir müssen also unsere Begriffe weitgehend überprüfen, wenn wir von *selbständigen Bauern* sprechen: die Urschweizer waren mehr geworden als nur Bauern, ihre Situation ist 1291 eine ganz andere als 1230: die Kraft und zugleich innere Gefahr ihrer Lage beruhte gerade darauf, daß sie *einstetils Bauern blieben*, anderseits aber jenen *neuen Einschlag* bekamen: die führende Rolle und die machtvolle Politik ist bei aller Kraft der markgenossenschaftlichen Organisation mehr auf das „Neue“ zurückzuführen, das in ihr Leben getreten war. Von dieser Lage bis zu einer bewußt expansiven *Paß- und Verkehrspolitik* war dann nur noch ein Schritt; er konnte kaum ausbleiben. Um 1291 schlummert dieser Wille noch.

Die Waldstätte vor 1332



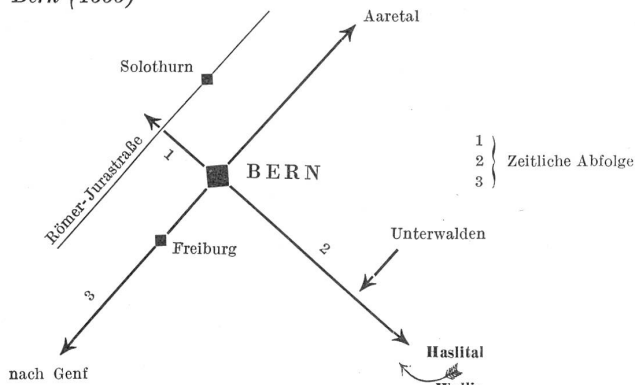
Durch nichts vermag der geschichtliche Unterricht politischem Denken mehr die Wege zu ebnen als wenn der Schüler zu *objektiver Beurteilung vergangener Konflikte* angehalten wird. So betrachtet man die Dinge allzusehr von den späteren Ergebnissen her, wenn man etwa die „österreichischen“ Parteien in den schweizerischen Städten als Verräter empfindet, obgleich es damals noch kein Nationalbewußtsein geben konnte und man in den betreffenden Orten in guten Treuen über den Anschluß an die Eidgenossen verschiedener Meinung sein konnte.

Bei *Luzern* liegt die Parteilage einfach. Es hatte sich zu entscheiden zwischen dem Anschluß an den Gotthard und den Absatzgebieten seines eigenen und des Durchgangshandels im Norden. Daß sowohl in Luzern wie in Zürich die Anschlußbewegung nicht vom Fernhandel getragen worden ist, könnte man annehmen, auch wenn uns nicht die Quellen darüber orientierten. Die laivierende Politik der Luzerner wird dann selbstverständlich.

Besonders reizvoll aber ist es, die Frage mit einer Schulklasse zu besprechen, weshalb eigentlich die *Stadt Zürich in den Bund eingetreten* ist. Ein Hinweis auf den alten Zürichkrieg, die Überlieferung von Mordnächten, Bruns habsburgische Pensionen zeigen die Problematik der Sache. Die Schüler sind daher gern bereit, einmal „beide Teile“ anzuhören. Hier ist weder mit einer Vereinfachung nach Schlagworten wie Stadt und Land, Bürgertum gegen Adel, noch mit jenen gefühlsmäßigen Elementen geholfen, die in den Kreis des Problems „Volk und Obere Zehntausend“ hineingehören. Eine Lektüre der betreffenden Quellen-

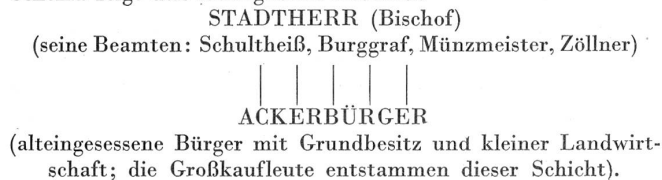
stücke vermittelt am besten den Eindruck von der klaren politischen Berechnung, mit der damals alle Beteiligten vorgegangen sind. Eine Bindung an den Gotthard liegt für Zürich viel weniger nahe als für Luzern. Grenznachbarschaft zu den Eidgenossen existierte nicht. Ferner beherrschte der Habsburger die wichtigsten Absatzgebiete für den zürcherischen Handel und die eben aufgekommene Seidenindustrie. Eine gegen den Adel gerichtete offensive Expansionspolitik etwa nach Berns Muster läßt sich vor Rudolf Brun nicht feststellen. Eine Stadt ist nicht eo ipso gegen den Großgrundbesitz, sie wird es erst durch bestimmte Gestaltung der innerstädtischen Machtverhältnisse. Entschieden muß man über bloß taktische Erwägungen hinaus auf den Zusammenhang hinweisen, der zwischen der zünftischen Revolution von 1336 und dem Eintritt der Stadt in den Bund besteht. An Bruns Taktik läßt sich der Gang der Ereignisse leicht ablesen. Der Zürcher Richtebrief von 1304 zeigt noch ungebrochen, aber bereits gefährdet, die Herrschaft der Konstaffel, das heißt der händlerisch interessierten Altbürger über die zum Teil neuen Elemente des aufkommenden Handwerks. Daß die Unterdrückung jeder zünftischen Organisation nicht „politischen“ Motiven entsprang, sondern dazu dienen sollte, das Handwerk dem Handelskapital gefügig zu machen, zeigt die Entwicklung in andern Städten Westeuropas. Der Handel fördert zwar das Handwerk, bedroht aber zugleich den Handwerker. Der Fernhandel hat in Zürich kein Interesse an einer unmittelbaren Unterwerfung der die Stadt umgebenden Landschaften, geschweige denn an einem weitergehenden Streit mit größeren Landesherren. Zürichs ganze Bedeutung ist undenkbar ohne eine starke Stellung dieses Fernhandels; er kann auf die Dauer nie von der Mitwirkung ausgeschlossen werden. Anders aber als der Kaufmann betrachtet der Handwerker das umliegende Land. Er sucht die Bauern zu kontrollieren; sie sollen billig Lebensmittel und Rohstoffe liefern und die gewerblichen Erzeugnisse der Stadt abnehmen; daher das Verbot gewerblicher Betätigung. Eine solche Richtung der zürcherischen Politik drängt zur Feindschaft gegen den Adel und entsprechend zum Anschluß an dessen übrige Gegner. Der Vertrag nun, den Rudolf Brun mit den Eidgenossen schloß, besagt: die Eidgenossen sichern – äußerst kühn ausgreifend – den zürcherischen Handel in dem bekannten Raume von der Aare bis zur Thur. Ferner garantieren die Eidgenossen die Brunsche Verfassung und tauschen ihrerseits die ewige Gültigkeit des Bundes ein, die für Zürich selbst keinen Reiz haben konnte. Daß es in Zürich noch lange und aus guten Gründen Gegner dieses Bundes geben mußte, wird den Schülern ganz klar, wenn sie noch erfahren, daß wirklich der Handel und besonders das junge Seidengewerbe in den folgenden Jahrzehnten rapid zurückgingen. Sie beurteilen dann den alten Zürichkrieg gerechter und vor allem mit Überlegung. Daß Zürichs Mitgliedschaft im Bunde noch einen andern inneren Widerspruch in sich trug, nämlich die Art gerade seiner Territorialpolitik, wird im späteren Konflikt mit den Ländern und besonders Schwyz ebenfalls durchsichtig.

Über *Territorialpolitik* orientiert sehr gut die Geschichte Berns, besonders seines Beitritts zum Bund der Waldstätte. In dem jungen Bern ist die Synthese von handwerklichen und händlerischen Interessen von vornherein gelungen, es ist daher die Reichsstadt mit der kühnsten und ausgreifendsten Territorialpolitik geworden. Nach der Niederringung der adligen Gegner im Laupenkrieg und der Sicherung eines Kernlandes im Mittel- und Seeland beginnt der Drang nach dem Grimselweg die erste Rolle zu spielen. Das Haslital wird gewonnen, das Oberwallis bereits entschieden ins Auge gefaßt. Die Verbindung mit Savoyen und dem Adel des Wallis scheint zwar den antiaristokratischen Prinzipien ins Gesicht zu schlagen, aber darauf kommt es nicht an. In den Walliserwirren mißlingt später diese Politik. Bern ist dem Bund der Waldstätte in erster Linie darum beigetreten, um das Haslital gegen den Zugriff und das Oberland gegen die demokratische Propaganda der Unterwaldner zu schützen. Die Garantie der Territorien bildet den Hauptinhalt des Vertrages von 1353. Wie locker das damalige Bundesverhältnis für weitergehende Ansprüche war, ist bekannt. Nach den Walliserwirren mit ihrer Niederlage der bernischen Alpenstraßen-Politik kehrt



sich die bernische Expansion entschieden gegen Westen und das Genferseegebiet. Daraus entsteht der Konflikt mit Savoyen und die Berührung mit Frankreich und Burgund. (Dankbare Aufgabe für Arbeitsgruppen: aus dem historischen Atlas sind die Jahressummen für die bernische Expansion zusammenzustellen.)

Es empfiehlt sich, für Unterrichtszwecke die äußerst komplizierten Verhältnisse in den *mittelalterlichen Städten* auf einfache Formeln zu bringen. Für die *innere Entwicklung der Stadtverfassungen* kann man etwa die beiden Stadtrechte von Straßburg zugrundelegen (Teubners Quellensammlung II 38). Folgendes Schema zeigt den anfänglichen Zustand:



Die Ackerbürger wollen das feudale Regiment durch eine Ratsverfassung ersetzen. Altbürger und Ministerialen bilden dann den Rat. Die Kontrolle über die Finanzen entgleitet dem Bischof. (Ähnliches Beispiel aus der Schweiz: der Abt von St. Gallen.)

Für die zweite Periode liefert Zürich das klarste Beispiel:



Die Handwerker verlangen Zulassung der Zünfte und Anteil am Rat. Die Brunsche Umwälzung bringt dies zustande. Die Zünfte siegen politisch über das die Handwerker bedrohende Handelskapital; diese Tatsache wirkt sich zudem gegen den Zustrom neuer Menschen vom Lande aus. (Ausblick auf das Reislaufen.)

Bei einer solchen Betrachtung der alten Schweizergeschichte wird viel gewonnen und nichts verloren. Man wird zugeben müssen, daß die Politik unserer Vorfahren in viel festeren Umrissen erscheint, mit ihrer Kühnheit und ihren Zweideutigkeiten. Wenn wir so die Freiheitskämpfe des ersten Jahrhunderts nicht auf den abstrakten Freiheitsbegriff zurückführen, sondern als ein Ringen um ganz konkrete Entfaltungsmöglichkeiten auffassen, erscheinen auch die Eroberungen und Untertanengebiete des zweiten Jahrhunderts nicht mehr widerspruchsvoll. Vor allem wird der ungeheure Reichtum, der die Schweizergeschichte jener Jahrhunderte auszeichnet, offenbar, und der Schüler versteht auch viel besser die großen Schwierigkeiten, die einem inneren Zusammenwachsen so heterogener Bestandteile im Wege standen; er ist dadurch vorbereitet, auch die äußeren Bedingungen der schweizerischen Souveränität besser zu begreifen. Der Aufstieg der Eidgenossenschaft ist undenkbar ohne die überragende Rolle des mitteleuropäischen Raumes überhaupt; mit der Verlagerung des Schwergewichtes nach Westeuropa muß, wie in Italien und Deutschland, die innere Schwäche triumphieren.

IV.

Die ungeheure Zeitwende um 1500 prägt sich einer Schulklasse schon vor aller näheren Besprechung erstaunlich tief ein, wenn wir etwa die Bevölkerungstabellen aus dem früher erwähnten Werke „Gesellschaft und Wirtschaft“ zum Diskussionsgegenstand machen. Angesichts der sauberen Tafeln mit den eingezeichneten farbigen Männchen stellt der Schüler fest:

Um Chr. Geburt:	200 Millionen Menschen
„ 1500 :	425 „ „
„ 1800 :	900 „ „
„ 1930 :	1950 „ „

In anderthalb Jahrtausenden Vermehrung um das Doppelte, in den folgenden vierhundert Jahren um das Vierfache! Nicht die absoluten Zahlen – sie sind unvorstellbar – sondern die *Verhältnisse der Ziffern untereinander* sind entscheidend. Man muß das Klassengespräch nach der Betrachtung einer solchen Quantitätentabelle gehört haben, um die vielen Anregungen in qualitativer Hinsicht zu würdigen, die davon ausgehen. Gelingt es, aus solchen „statischen“ Angaben die entsprechenden dynamischen Schlüsse zu ziehen? Die moderne Medizin, bedingt durch die Entwicklung der Naturwissenschaft, wird vielleicht zuerst zur Sprache kommen. Es wird ferner klar, daß die Produktion der Lebensmittel ganz neue Ausmaße gewonnen hat, daß aber die verbesserte Landwirtschaft ohne Wissenschaft und Technik undenkbar ist. Durch die Maschine – als gesellschaftlicher Faktor betrachtet – ist die Produktivkraft der menschlichen Arbeit gewaltig gestiegen; man vergleiche auf der Tabelle die Periode von 1500 bis 1800 mit dem 19. Jahrhundert. Die Bedeutung der Maschine erläutern drastisch etwa zwei Handzettel des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums. Der eine zeigt: um 1600 werden 350 Tonnen gehoben von 140 Pferden und 840 Menschen; heute (mit Hilfe eines Krans) von 3 Mann. Der andere: die Entfernung zwischen Amerika und Europa wird immer kleiner. Die Überfahrtszeiten werden angegeben, indem für jeden Tag eine Meeres-Welle sichtbar ist. Kolumbus brauchte 70, der erste Dampfer 1838 15, das moderne Flugzeug 2 Tage. – Ganz von selbst wird der Schüler begierig zu wissen, durch welche gesellschaftlichen Umwälzungen diese ganze Entwicklung möglich geworden ist. Die Existenz der modernen Großstadt – ich denke hier nur an den Unterschied zum Mittelalter – läßt ihn verstehen, wie Quantitäten in der Wirklichkeit in Qualitäten (auch seelische) umschlagen können, daß die Ansammlung von Menschen ganz neue Probleme schafft. Wir betrachten die Tabelle „Gesellschaftsgliederung in Nürnberg um 1500 und 1930“, stellen das Verschwinden der bäuerlichen Stadtbevölkerung, die gewaltige prozentuale Zunahme der unselbständig Erwerbenden fest, und wir werden eine Ahnung davon bekommen, wie sich die Masse des Volkes innerlich gewandelt hat. War es vorher Wissenschaft, Technik, die Menge der Güter, so sind es hier die Beziehungen der produzierenden Menschen untereinander, die uns beschäftigen. Die beiden Pole der kapitalistischen Wirtschaft – ihre Wirkung auf die Dinge und die Menschen – sind damit bereits in einem klaren Bilde verstanden worden.

Nichts ist für ein Verständnis der Neuzeit wichtiger, als eine möglichst scharfe Erfassung dessen, was man die *kapitalistische Wirtschaftsweise* nennt. Nicht eine begriffliche Erklärung des Wortes ist nötig, sondern ein Verstehen der wirklichen Entwicklung.

Mit Vorteil verwendet man bei einer Rückschau auf das Mittelalter die übliche Zeiteinteilung: die tausend Jahre von 500 bis 1500 gliedern sich in großen – allerdings nur für Mitteleuropa gültigen – Zügen: Die Jahrhunderte von 500 bis 800 sind die Zeit des verhältnismäßig noch ungebrochenen germanischen Bauerntums, 800 (Karl) bis 1200 die Zeit der agrarischen Mächte, Rittertum und Kirche, 1200 bis 1500 die Zeit des städtischen Bürgertums. Der Abschluß der ganzen Epoche bringt die völlige Erledigung des kleinen Rittertums, den Triumph des Handelskapitals über die Grundrentner überhaupt. Die Geschichte der Stadt Bern mit ihren Pfandverträgen, die manchmal fast komisch anmutende Verschuldung verschiedener Potentaten gegenüber den Geldbesitzern (der König von England mußte einmal

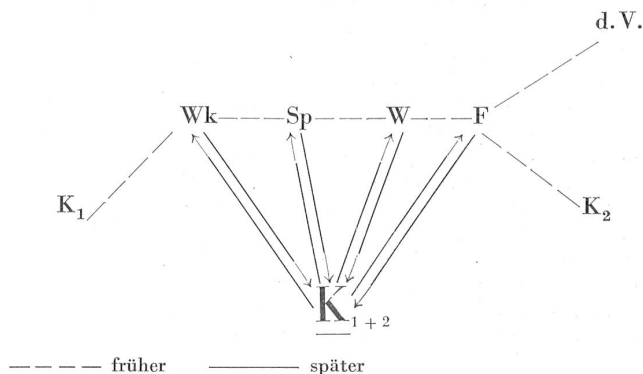
sogar seine Krone bei einem Lombarden versetzen, der Papst seine Tiara bei einem Genueser Bankhause) zeigt überall denselben Vorgang. Nur große Grundherren können das Rennen bestehen, indem sie Städte kontrollieren und ihr Landbesitz kapitalistisch zu wirken beginnt (Produktion für den Markt). So ging z. B. der englische Adel unter dem Einfluß des Wollhandels dazu über, Ackerland in Weideflächen zu verwandeln: die hörigen Bauern sind in jahrzehntelangen erbitterten Kämpfen in die Städte abgedrängt worden: die Allmenden wurden aufgehoben. Die Umwandlung der Naturalleistungen in Geldzahlungen gehört ebenfalls hier herein wie die allmählich sich anbahnende Bauern„befreiung“.

Das außerordentlich komplizierte Kaleidoskop der mittelalterlichen Rechts- und Staatsverhältnisse, durch das Ineinandergreifen gerade der agrarischen und städtischen Elemente in den Einzelheiten so verwirrend, läßt durchaus große einheitliche Linien erkennen; es ist nicht einzusehen, warum man nicht in der rückschauenden Betrachtung die Darstellung auf diese Linien reduzieren soll.

Warum besiegt das Handelskapital die Grundrente? Die Grundrente bleibt bei gleichem Grundkapital jedes Jahr dieselbe; der Handelsgewinn aber kann zur Vergrößerung des Geschäftes angelegt werden. Der damalige Fernhandel konnte ferner dank seinen monopolistischen Tendenzen die Preise weitgehend selbst festlegen. Die Überfälle der Ritter auf die Handelskarawanen entsprangen der richtigen Einsicht, daß hier der Feind zu suchen war. Ungeheuer waren die Hemmungen, die die Grundherren dem Handel bereiteten (keine Straßen, Belegung mit Zöllen usw.); das erklärt genügend, warum die Entwicklung langsam vor sich ging. Trotzdem wuchs der Warenhandel immer mehr, gestützt durch die politisch-militärische Macht der Städte, und veranlaßte in Gewerbe und Landwirtschaft immer mehr den Übergang zur Produktion für den Markt. Hand in Hand mit diesem äußeren Zuwachs gestaltete man die Handelsbeziehungen selbst elastischer. Neben den Städten mit einer aktiven Handelspolitik spielten die Hauptrolle die großen europäischen Messen (hauptsächlich die der Champagne). Unter arabischem und italienischem Einfluß kam der moderne Geldverkehr in Gang, der den Handel ungemein erleichterte: die heutigen Bezeichnungen im Finanzwesen stammen fast alle aus der arabischen oder italienischen Sprache. Aus dem Wechsellertisch entstand die moderne Bank, der Transport von barem Geld wird durch den Check ersetzt; internationales Verrechnungsgeld, wie die Florentiner Währung, dringt immer mehr durch, der Triumph war der Wechsel, der als Wertpapier sofort aufs schärfste geschützt wurde. Bei den erfolgreichereren Warenhandelsfirmen entwickelte sich aus den Übergewinnen ein eigentlicher Geldhandel, der sich später verselbständigte. Lombarden und Juden sind führend. Eine Schranke bildete für den Geldhandel das *Zinsverbot* der Kirche: sie erkannte nur den Bodenzins als berechtigt an, durchlöchernte aber schon früh ihre Weisungen durch die Erlaubnis zum „Rentenkauf“ (man kaufte eine Rente durch Hingabe einer Summe: endlose Zinszahlung ohne Rückzahlung). Die Fuggerzeit bringt den ungebrochenen Willen zum Gewinn und eröffnet so das eigentliche kapitalistische Zeitalter.

Soll das Handelskapital sich immer weiter vermehren, so muß es unweigerlich die Produktion selbst in Angriff nehmen. Nur so lassen sich die Waren willkürlich vermehren. Das Handelskapital wird zum Industriekapital. Auf diesem Wege zerstört es die letzten Reste feudaler Bindungen (Bauernbefreiung), es muß auch die Zünfte zu vernichten suchen. Ohne weiteres konnte das Kapital in solchen Gewerben wirken, in denen es keine zünftische Organisation gab oder geben konnte, so etwa im Buchdruck (vgl. Gutenbergs Schicksal), Spiegel, Uhren, Teppiche, Gobelins, Porzellan usw. gehören dazu. Diese Gewerbe sind nie anders als kapitalistisch betrieben worden. – Besonders lehrreich aber ist es, den Einbruch des Kapitals in diejenigen Zunftgewerbe zu verfolgen, die dem Handel besonders nahestehen. Das Textilgewerbe bezieht seine Rohstoffe vom Kaufmann und muß seine Produkte größtenteils wiederum dem Kaufmann anvertrauen. Gerade die

zünftische Regelung hat auf diesem Gebiet dem Kaufmann in die Hände gearbeitet. Früher kaufte der Wollkämmer die Wolle von einem Rohstoffhändler und verkaufte sie gereinigt an den Spinner, dieser gab das Garn weiter in freiem Warenverkehr dem Weber, zuletzt kommt das fertige Tuch zum Färber (es sind hier nur die Hauptstufen erwähnt), der sein Erzeugnis entweder direkt absetzt oder einem Tuchhändler übergibt. Unter dem Druck der Händler (Rohstoff- und Tuchhändler fließen dann zusammen) werden nun die Handwerker zu Lohnarbeitern; der Kaufmann schießt ihnen den Rohstoff vor und bezahlt statt eines Warenpreises einen Lohn für geleistete Arbeit. Der Handwerker,



der nun zum „Heimarbeiter“ geworden ist, verliert jede Kontrolle. Die monopolistischen Abmachungen der Händler bringen den Handwerker um den letzten Rückhalt, den er noch in der Konkurrenz verschiedener „Arbeitgeber“ finden konnte. Innerhalb des Textilgewerbes selbst bestehen gewichtige Rangordnungen, bedingt durch die verschiedenen Möglichkeiten freier Bewegung. Der ärmste und machtloseste von allen ist der Wollkämmer; die Gunst der Lage nimmt zu, je weiter sich der Arbeitsprozeß seinem Ende nähert. Es hat in vielen Städten ganze Färberzünfte wie auch einzelne Färber gegeben, die die Angehörigen der andern Zünfte als Arbeiter beschäftigten und selbst zu Kauflenten wurden. Das *Verlagssystem* ist auf jeden Fall voll entwickelt (moderner Vergleich: St. Galler Stickerei).

Ähnlich erging es dem stolzen Gewerbe der frühern Zeit, den *Bergknappen*. Ihre „Gewerke“ waren eine Art Wanderzünfte, die im Dienste bestimmter Fürsten deren Bodenschätze hoben. Die Vermehrung des Warenhandels schuf die Nachfrage nach mehr Metallen und nichts lag für den Kaufmann näher als der Plan, Geld in Bergwerken anzulegen. Die Bergrechte waren aber der privaten Hand unzugänglich. Die Fuggerzeit brachte trotzdem die neue Entwicklung zum Durchbruch: Die Kreditschwierigkeiten der Fürsten zwangen diese, die Bergregalien an Warenhändler und Geldgeber abzutreten. So kamen z. B. die spanischen Silbergruben in Fuggers Besitz, als Zahlung für dessen Leistungen bei der Kaiserwahl Karls V. Auch hier waren es neben außenstehenden Kauflenten die reicheren Gewerke selbst, die die ärmeren zu ihren Lohnarbeitern machten. Diesen ärmeren war es ohne Kapital nicht möglich, den technischen Anforderungen des intensiveren Bergbaus zu genügen. Auch hier also: vom freien Handwerker zum Lohnarbeiter, geldlich ausgedrückt vom Preis zum Lohn.

Man darf die Widerstände nicht unterschätzen. Die zünftische Organisation der Handwerker, die manchenorts sogar zur Gewalt griffen, blieb auch nachher bestehen und verhinderte in ihrem Wirkungsbereich eine willkürliche Ausdehnung der Betriebe. Man weiß, wie dafür gerade in der Schweiz allmählich die Landbevölkerung – ohne eigene Unternehmerrechte – zur Heimarbeit herangezogen wurde und damit das Reislaufen eingedämmt wurde.

Die Entwicklung war – bei allen Unterschieden in den einzelnen Ländern – allgemein europäisch. Das System des *Merkantilismus* zeigt es deutlich. Seine Analyse ist sorgfältig zu pflegen. Viel zu sehr – das haben wir bereits gesehen – verbindet sich in den Köpfen der Schüler der Begriff der Industrie mit der Maschine, während diese doch erst die Entwicklung auf den höchsten Punkt

führte. In den *Manufakturen* der merkantilistischen Epoche ist die moderne Industrie bereits vorgebildet. Aus derselben Zeit sind z. B. aus England jene drakonischen Gesetze überliefert, die die Lage des *Heimarbeiters* künstlich festnageln sollten. Lange vor der Maschinenzeit entstand unter diesem Druck die Frauen- und Kinderarbeit. Klassische Formulierungen des Merkantilismus enthält das Testament Friedrichs des Großen von 1752: Geld muß ins Land herein, man muß also mehr ausführen als einführen. Um mehr ausführen zu können, müssen die Rohstoffe und die Lebensmittel billig sein. Der Getreidehandel ist monopolisiert. Die Leidtragenden des ganzen Systems sind natürlich die *Bauern* (jeder Druck wird von den Grundbesitzern auf sie abgewälzt, was aber viele von jenen doch nicht vor Verschuldung bewahrt): sie dürfen auf eigene Rechnung nichts fabrizieren und sollen die Lebensmittel billigst liefern. Die andern Leidtragenden sind die *Kolonien* – ihren Einwohnern (etwa der U. S. A. vor der Befreiung) waren gewerbliche Unternehmungen untersagt; dafür sollten sie die Fertigfabrikate des Mutterlandes kaufen und Rohstoffe billig liefern. Schiffahrtsgesetze wie das Cromwellsche verboten ihnen jeden Handel mit andern Ländern.

Trotz all dieser Entwicklung zum Industriekapital hin kann doch noch nicht von einem neuen Unternehmertyp gesprochen werden, die Kapitalisten bleiben Kaufleute, Waren- oder Geldhändler. Feudale oder zünftische Bindungen hemmen überall. Welcher Schritt zu tun war, können Schülern besonders die *Biographien berühmter Erfinder und Industrieller* der Frühzeit zeigen. Besonders instruktiv ist z. B. das Lebensbild von James Watt (Schweizer Realbogen). Es illustriert nicht nur die technischen Dinge und entkleidet sie ihres abenteuerlich willkürlichen Charakters, sondern zeigt auch jenen erbitterten Kampf gegen die zünftischen Vorrechte und im Leben des Vaters Watt die vielen verschiedenen Versuche, die die damaligen unternehmenden Menschen in Angriff nahmen. So hat auch der erste Krupp als Spezereihändler angefangen. Bei jeder dieser Biographien (man wähle etwa Krupp, Siemens, Abbé) wiederholt sich die Geldleihe bei einem Kapitalisten mit all den spannenden Risiken. Ergänzt man diesen Unterricht durch Referate über die Erfindung der *Spinn- und Webmaschinen* und besonders durch sorgfältig vorbereitete *Fabrikbesuche*, so bekommt der Schüler ein ganz anderes Bild von den treibenden Kräften, als wenn ihm lediglich die politischen oder gar nur „kulturellen“ Elemente jener Epoche vordoziert werden. – Um die *Maschine* wirtschaftlich nötig und vor allem möglich zu machen (man vergisst oft die früheren Erfindungen, die aus Mangel an Interesse und Kapital unfruchtbar blieben), muß die private *Kapitalbildung* eine gewisse Stufe erreicht haben; nur große Summen, langfristig angelegt, können die große Industrie ins Leben rufen, und anderseits drängt das auf dieser Stufe angelangte Kapital auch nach solcher Betätigung. Gerade um die neueste Entwicklung zu verstehen, muß man diesen Vorgang der *Kapitalbildung und Konzentration* scharf zeichnen. In dieser Zeit entwickelt sich das moderne *Finanzkapital*: im normalen Konkurrenzkampf ballt sich das Kapital immer mehr zusammen. Einer Schulkasse bringen diese Dinge am besten die Lebensbilder der *Rothschilds* und die Geschichte der *Morgans* nahe. Wenn wir diese Dinge vor der Besprechung der französischen Revolution behandeln, ersparen wir uns unzählige kleine Exkurse (etwa über Necker usw.).

Man darf bei all dem nicht übersehen, wie wenig die einzelnen Teile des Gesamtkapitals untereinander übereinzustimmen brauchen. Was wir hier als ein Nacheinander verstanden haben, existiert gleichzeitig auch *nebeneinander*. So etwa drängte das reine Industriekapital in Rußland ganz entschieden nach der Bauernbefreiung, während das im Handel angelegte Kapital gerade daran nicht unbedingt interessiert war (Getreidehandel!). Es muß der Gewissenhaftigkeit und den Kenntnissen des Lehrers überlassen bleiben, wie weit er überhaupt vereinfacht. Jedenfalls muß er stets den Eindruck zu vermitteln trachten, daß stets neue Fragen auftauchen können, die vielleicht mit einem früheren Schema nicht befriedigend umschrieben werden können: es gibt unendliche Variationen; grundsätzlich ändert sich dadurch allerdings nichts.

Ohne irgendwie den Ereignissen in ihrer Totalität Gewalt anzutun, kann man von diesen Grundlagen aus die Geschichte der *französischen Revolution* mit ihren vielen inneren Widersprüchen in Angriff nehmen. Wir sehen die Bauernmassen revoltieren, wir sehen die Bankiers allmählich das sinkende Schiff des Absolutismus verlassen, wir erkennen die Unternehmertypen, wie sie rücksichtslos und energisch, von rasendem Tatendrang und dem Trieb nach Gewinn beseelt, gegen die Schranken rennen, wir erkennen all die Arbeiter in den Manufakturen, die Heimarbeiter, unzufriedene Gesellen und Meister in den Zünften selbst, denen die Möglichkeit benommen ist, wirklich vorwärtszukommen. Wir verstehen auch die Sicherung gegen Erwerbslosigkeit, die die Zunft ihren Mitgliedern bietet, die aber gerade für die tüchtigeren den Reiz verloren hat. Daneben das Vagabundenelend, die Bettler von Paris, jene Massen, die schon längst „befreit“ sind, d. h. von ihrem Eigentum entblößt sind, um als willkommene Armee von Arbeitern von der neuen Industrie aufgenommen zu werden. Wir sehen die Physiokraten die Landwirtschaft kapitalistischen Gedankengängen preisgeben (Turgot), und den Adel starr und eifersüchtig an seinen Vorrechten, seinem Bodenrecht festhalten, obgleich er hundertfach durch Verschuldung an die Financiers geschwächt und bereits zu Tode getroffen ist. Wir sehen die Kirche, in ihrer agrarischen Grundlage tödlich bedroht, und wir sehen vor allem den König – ratlos zwischen alten und neuen Bindungen hin und her schwankend. Die ganze Geschichte der Revolution beweist, daß ein anderer König vielleicht das Bündnis mit dem Bürgertum hätte schließen können. Vor allem aber werden wir jetzt jene *Widersprüche* begreifen, wie sie etwa die Erklärung der Menschenrechte neben dem Zensuswahlrecht aufdecken. Mit einem tödlichen Konflikt im Herzen gewinnen die Sieger die Revolution: Streikverbot, Koalitionsverbot, Wahlrecht zeigen die Herrschaft des unternehmenden Bürgertums, verkörpert in der *Gironde*: ihnen gegenüber der *Berg* als der Träger der andern Kräfte, die die Revolution zu Ende führen wollen. Wir sehen die Girondisten, um die Revolution abzubiegen, den äußeren Krieg lostreten; wie interessant ist doch in diesem Zusammenhange, daß Robespierre schon 1792 die Warnung vor der Militärdiktatur ausstieß. Und schließlich sehen wir in Napoleon das *französische Industriekapital* die eindeutige Führung übernehmen. Man wird gerade gegenüber heute beliebten mystischen Gedankengängen über Napoleon diese seine Werkzeugrolle betonen müssen. So sehr jene andern Gedankengänge in der Sphäre des rein Menschlichen ihren Platz behaupten mögen, geschichtlich interessant ist doch nur sein Werk. Was er verwirklichte, sind aber weder seine noch Frankreichs Ideale, sondern er hat „die französische Revolution beendet und die europäische begonnen“, d. h. ganz eindeutig den festländischen Industriekapitalismus mit all seinen gesellschaftlichen Begleiterscheinungen hochgezogen. Viel wichtiger als alle seine Schlachten ist die Kontinentalsperre, deren Wirkungen jedes Land von der Schweiz bis nach Rußland gewaltig zu spüren bekam.

Alle diese Ausführungen beschränken sich auf wenige Probleme, stellen mehr Anregungen dar; die Aufgabe war, zu zeigen, wie die Wirtschaftsgeschichte nicht nur vermehrt zu berücksichtigen, sondern vielmehr ganz neu in unsern Geschichtsunterricht eingebaut werden sollte. Jedem Lehrer, der ernsthaft die ökonomischen Probleme studiert, drängen sich diese neuen Wege auf. So sehr jeder Einzelfall der Anwendung immer wieder neu diskutiert werden kann, so bieten sich doch grundsätzlich – sachlich und methodisch – wesentliche Fortschritte dar. Noch einmal sei betont, wie wohlthuend es für den Unterricht ist, wenn von quantitativen Vorstellungen ausgegangen wird: solche Ausgangspunkte sind ganz unmißverständlich, Tatsachen in dieser Form leidenschaftslos diskutierbar, so objektiv wie nur möglich. Die dynamischen Schlüsse aus diesen zuständlichen Angaben zu ziehen, ist eben der Inhalt des Lehrgesprächs, das mit zunehmender Reife der Schüler immer mehr den Charakter einer ernsthaften Diskussion unter Leitung des Lehrers annehmen muß. Wenn zu manchem, was hier in der Ausmalung dieses Gesprächs formuliert wurde, aus Platzmangel die nähere Einzelbegründung

fehlt, so vergesse man darüber nicht die grundsätzliche Linie, der gefolgt wird: der sozusagen „dynamische“ Teil des Unterrichts ist unendlich variabel, darf aber nie den festen Zusammenhang mit den realen Tatsachen verlieren. Gerade die hier vorgeschlagene Form des Unterrichts macht es dem Lehrer weitgehend unmöglich, die eigenen Anschauungen den Schülern autoritär aufzuzwingen, vielmehr wird das selbständige Denken der Jugend in fruchtbarster Weise gepflegt. Leitfäden sind in einem solchen Unterricht nur als Materialsammlung und Nachschlagewerk brauchbar; im andern Fall stören sie mit ihrer gedruckten Autorität mehr als sie nützen. Gut ausgebaute Schulbüchereien sind wertvoller als systematische Lehrbücher. Um so sorgfältiger muß die Form gepflegt werden, in der sich der Inhalt einer Unterrichtsstunde niederschlägt. Die Notizen der einzelnen Schüler müssen in einem gewissen Mindestmaß vereinheitlicht und kontrolliert werden. Vor allem ist genauere Protokollierung durch je einen Schüler nötig (kann im Turnus geschehen): das Protokoll wird zu Beginn der folgenden Stunde verlesen, berichtigt und genehmigt; so ist ohne Zeitverlust der Zusammen-

hang mit den früheren Besprechungen hergestellt. Diese Protokollmethode ergibt sehr gute Resultate und ist auch aus sprachlichen Gründen wertvoll. Was an Stoffen gelernt werden muß, kann in einer Rückschau alle paar Wochen eingepreßt werden.

Je näher der Wirklichkeit, um so besser ist der Unterricht. Eine möglichst enge Verbindung mit andern Fächern kann wenigstens für gewisse Fragenkomplexe allein die nötige Vertiefung schaffen. Das Interesse der Schüler wächst bedeutend. Leitet man darüber hinaus ältere Schüler zur sorgfältigen und systematischen Beobachtung der Tagesereignisse an, indem man etwa „Interessengruppen“ auf bestimmte Länder oder Sachfragen „ansetzt“, so wird das politische Denken noch direkter geschult. Wenn einer dabei gar lernt, den Handelsteil einer Tageszeitung mit Verstand zu lesen, so wird er der Schule gewiß später Dank wissen.

Daß bei all dem nicht einfach die Wirtschaft als solche breitgetreten wird, haben wir wohl genügend betont. Die ökonomischen Dinge sollen nicht die Geschichte ersetzen, das Wissen um sie soll vielmehr die Atmosphäre des geschichtlichen Unterrichts gleichsam durchdringen.

Berufsberatung und Berufserziehung Eine Artikelreihe

V. Zur inneren Problematik der Berufswahl

Von Dr. W. Schohaus

Auch in unserer Zeit, da die gesellschaftliche Arbeitsstruktur relativ unübersichtlich geworden ist, geraten glücklicherweise die meisten jungen Leute, geleitet von ihren Neigungen und dem Bewußtsein ihrer Leistungsmöglichkeiten, in den „richtigen Beruf“ hinein. D. h., genauer gesagt, sie wählen *einen* der Berufe, in denen sie sich einigermaßen bewähren und relativ glücklich fühlen können. Denn für die meisten Menschen gibt es verschiedene Tätigkeitsgebiete, die ihnen „liegen“. Die Wenigsten sind so einseitig, daß sie in unserem spezialisierten Arbeitsorganismus nur für eine Funktionsart eindeutig tauglich wären. Fragen Sie einen Elektrotechniker, ob er seinen Weg nicht auch als Automechaniker hätte finden können, oder einen Geometer, ob es nicht sehr wohl denkbar wäre, daß er sich als Baumeister, Steuerbeamter oder als Lehrer ebenso sinnreich betätigen würde. Sie werden auf solche Erkundigungen fast immer (und mit Recht) bejahende Antworten erhalten. Die Entfaltungsmöglichkeiten des Einzelnen sind Gott sei Dank recht mannigfaltig, die menschliche Natur ist reicher, als sie in unserer wirtschaftlich vielleicht schon überrationalisierten Zeit angesehen wird. Und das ist gut so, nicht zuletzt deshalb, weil auf Grund der Mehrzahl der Tauglichkeiten die Chance des Einzelnen, in einen „seiner“ Berufe hineinzuwachsen, relativ groß ist. Das Gerede von *dem* Beruf, den es für Jeden zu treffen gelte, ist glücklicherweise gegenüber der vollsinnigen Jugend fast immer Phrase.

Trotzdem gibt es viele junge Leute, die ihren natürlichen Arbeitsbereich *verfehlen*. Das kann durch äußere oder durch innere Faktoren bedingt sein. Im ersteren Falle handelt es sich um irgendwelche Ungunst der Umstände, um wirtschaftliche Hemmnisse, um den Unverstand oder Eigensinn von Angehörigen usw. Bei den inneren Gründen, die wesentlich in der seelischen Einstellung des Berufswählenden selbst liegen, müssen wir zunächst an die häufigen Fälle denken, da das Berufsproblem als solches gar nicht richtig

erfaßt und gestellt wird: Zahlreiche junge Leute denken, wenn es sich um ihre Berufswahl handelt, fast ausschließlich daran, auf welchem Wege sie am besten Geld verdienen können; daß das eigene Selbst durch den Beruf unvermeidlicherweise geformt und geprägt wird, daß der Beruf unsere sinnhafte Eingliederung in den sozialen Organismus wesentlich bestimmt – das kommt den Betreffenden zufolge mangelnder Reife oder anlagemäßiger Oberflächlichkeit gar nicht zum Bewußtsein. Sie gehen dann meist den Weg des geringsten Widerstandes. Die Berufswahl ist zufallsbedingt, d. h. der junge Mensch läßt sich durch eine zufällige äußere Chance verlocken und bestimmen. Ein Freund des Vaters besitzt eine Druckerei und kann gerade einen Setzerlehrling brauchen; da greift man eben zu. – Hierher gehören auch die sehr häufigen Fälle, daß junge Menschen in eine berufliche Fachschule (Handelsschule, Verkehrsschule, Technikum, Seminar etc.) letzten Endes deshalb eintreten, weil sich die betreffende Anstalt gerade im Wohnort oder in dessen Nähe befindet. Natürlich macht sich hier in der Regel auch eine gleichgerichtete Tendenz der Angehörigen geltend. – Solche „Zufallswahlen“ müssen übrigens durchaus nicht *immer* verfehlt sein. Oft waltet ein leidlich günstiger Stern über der Sache, und es kommt noch ganz erträglich heraus. Es liegt aber auf der Hand, daß sich solch blindes Hineinstolpern ins Berufsleben in vielen Fällen bitter rächt, – oft erst, wenn es für eine durchgreifende Korrektur zu spät ist.

Wenden wir uns nun aber den tiefer liegenden seelischen Hemmnissen zu, die nicht nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, sondern mit Sicherheit zu Berufsfehlwahlen führen. Es handelt sich durchwegs um Fälle, da das Berufsproblem sehr ernsthaft gestellt wird, und wo das redliche Bemühen vorliegt, das individuell Richtige zu treffen. Es bestehen hier aber entwicklungsbedingte Befangenheiten und Unfreiheiten, die eine richtige Entscheidung verunmöglichen, und die sich bei genauer Betrachtung als